



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

# **Bilder aus der deutschen Vergangenheit**

Aus neuer Zeit - 1700 - 1848

**Freytag, Gustav**

**Leipzig, [ca. 1924]**

Einführung.

---

[urn:nbn:de:hbz:466:1-79658](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-79658)

## Einführung.

Je mehr sich Freytags Darstellung der Gegenwart nähert, desto lohnender und desto schwieriger wird ihre Aufgabe. Wir kommen jetzt zu den Zeiten, die schon von den gleichen Fragen bewegt werden wie die Gegenwart, die wir daher mit dem größten innerlichen Anteil mit durchleben können, weil wir die Luft atmen, in der wir zu leben gewöhnt sind. Aber auch das zu bewältigende Material wächst lawinenartig an; eine Fülle von Selbstbiographien, Denkwürdigkeiten, Briefen, Flugschriften ist aus dem 18. und 19. Jahrhundert erhalten; immer schwieriger wird es, die richtige Auswahl zu treffen, das Wesentliche und Bezeichnende aus der unendlichen Menge des Stoffes herauszuholen.

Freytag hat auch diese schwere Aufgabe glänzend gelöst. Er sucht uns zunächst in die neue Denk- und Empfindungsweise einzuführen, die sich in dem Jahrhundert noch dem großen Kriege unter den Gebildeten Deutschlands entwickelt hat. Der Pietismus mit seinem vertieften Gefühlsleben, seinen strengen ethischen Forderungen, aber auch mit seinen Sonderbarkeiten und Entartungen wird uns an der Hand einiger höchst charakteristischer Aufzeichnungen geschildert; mit Recht weist Freytag darauf hin, wie sich hier zuerst bei den einzelnen das Bedürfnis nach einem höheren geistigen Lebensinhalt nach der Zeit schwerer materieller Sorgen wieder regt und zugleich der Zusammenschluß Gleichgesinnter zu gemeinsamer Tätigkeit auf neuer Grundlage beginnt.

Als Gegenstück dazu wird uns das Leben an den kleinen Fürstenhöfen, das sich um Klatsch, Hofintrigen, Rang- und Etikettenfragen dreht, an dem tragikomischen Beispiel des „Wasunger Krieges“ gezeigt, zugleich aber auch die unheilvolle Einwirkung solcher Vorgänge auf das Land und seine Bewohner, die Machtlosigkeit der Reichsgewalt gegenüber einem offenen Bruch des Landfriedens.

Dann führt uns Freytag wieder zurück in jene Kreise, in denen der geistige Aufschwung der Nation in den nächsten Jahrzehnten seinen Ursprung hat, in die Welt des Bürgertums. Er läßt uns eine deutsche Stadt der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts durchwandern. Wir sehen ihre Häuser und Straßen, wir treten in die Häuser und in den Kreis der Honoratioren, die im öffentlichen Leben den Ton angeben. Eine geistige Atmosphäre umgibt uns, wie wir sie etwa aus den Jugendschriften unserer Klassiker kennen: Gefühlsüberschwang und Empfindsamkeit, strenge Förmlichkeit des Betragens, dabei lebhaftes Interesse für alles Wissenswerte, und



eine uns sonderbar anmutende rechnende Nüchternheit in wichtigen Lebensfragen, z. B. bei Eingehung der Ehe, verbinden sich zu einem eigenartigen Ganzen. Und in dieser bürgerlichen Gesellschaft beginnt zuerst seit der Zeit des Rittertums die Frau wieder eine entscheidende Rolle zu spielen, als Gefährtin und Beraterin des Mannes, vor allen Dingen aber als Erzieherin der heranwachsenden Generation.

Aus dem ruhigen Leben im Bürgerhause der Kleinstadt treten wir unter die Soldaten, mit denen die Herrscher ihre Kriege führen und auf deren Gehorsam sie im Zeitalter des Absolutismus ihre Macht hauptsächlich stützen. Aus der Schilderung eines von preussischen Werbern verlockten Schweizers lernen wir das Martyrium der Armen kennen, die von dieser mitleidlosen Maschine erfaßt waren und von ihr willenlos mitgerissen wurden, bis ihnen vielleicht ein glücklicher Zufall die Befreiung ermöglichte. Freytag weiß uns das äußere Leben und den Geist dieser Soldheere, namentlich des preussischen, lebendig zu machen; er zeigt uns die Erziehungsarbeit der preussischen Könige, aber auch ihre rücksichtslose Härte; wir sehen, wie sie sich ein Offizierskorps schaffen, dem sie neue Ehrbegriffe geben, indem sie jedes Mitglied als Kameraden des Herrschers behandeln, wie sie aber damit zugleich den Kastengeist großziehen, der diese Offiziere des friderizianischen Heeres von ihren Soldaten, aber auch von dem ganzen übrigen Volk schied, und der, namentlich in späteren Zeiten, als unerträglicher Standeshochmut empfunden wurde, weil die Offiziere fast ausschließlich aus dem Adel genommen wurden. Allerdings hatte auch diese Einseitigkeit ihr Gutes, weil der Zwang zum Dienst im Heere den Adel erst wieder daran gewöhnte, dem Staate seine Kräfte zu widmen und nicht nur seiner Wirtschaft und seinem Vergnügen. So verwuchs der preussische Adel mit dem Staat, während in Frankreich der Adel sozusagen außerhalb des Staates blieb und seine großen Reichtümer und Privilegien genoß, ohne der Gesamtheit dafür etwas zu leisten.

Und nun geht es aus der Kaserne zum Fürstenschloß. Nachdem wir das Werkzeug kennengelernt haben, sehen wir den, der es am glänzendsten zu handhaben verstand, den einsamen großen König, den Philosophen und Dichter von Sanssouci, den fleißigen Verwalter und Finanzmann, den ruhmgekrönten Sieger auf so vielen Schlachtfeldern. Die Schilderung seiner Persönlichkeit und seiner Bedeutung gehört zu den glänzendsten Kapiteln dieses Buches. Nur zwei großen Deutschen hat Freytag eine eingehende persönliche Würdigung zuteil werden lassen in diesem Werk, das nicht der Geschichte der hervorragenden einzelnen, sondern der Stillen und Namenlosen geweiht ist, welche die große Mehrheit jedes Volkes ausmachen. Diese beiden sind Martin Luther und König Friedrich. Er hat es getan, weil er in ihnen die größten Erzieher des Volkes zu den männlichen Tugenden der Pflichttreue, Opferwilligkeit und Vaterlandsliebe erkennt. Man fühlt aus seinen Worten die scheue Bewunderung heraus, mit der er sich der Gestalt des großen Königs nähert, den er nicht eigentlich liebt, aber aufs tiefste verehrt. Er schildert uns seine harte Jugend, den Kampf mit dem Vater, wobei er übrigens dem König Friedrich Wilhelm I. nicht ganz gerecht wird. Er hat noch zu sehr das Bild des launischen Tyrannen vor Augen, der in wildem Jähzorn jeden Widerspruch mit dem Stocke bedroht, während uns inzwischen durch Gustav Schmollers und seiner Nachfolger Forschungen die gewaltigen Leistungen dieses Mannes auf dem Gebiet der inneren Verwaltung



seines Landes, seine Pflichttreue und Gewissenhaftigkeit und auch die zarteren Regungen in dieser anscheinend so robusten Natur viel klarer und greifbarer geworden sind. Uns erscheint Friedrich Wilhelm heute als der größte „innere König“ Preußens, als der Mann, der die Mittel schuf, mit deren Hilfe sein Sohn die Großmachtstellung Preußens begründete, als der eigentliche Schöpfer jenes vielgehaßten und dem Deutschtum doch so notwendigen militärisch harten Preußentums, das schließlich doch auch den anfangs widerstrebenden und im Grunde anders gearteten Sohn in seinen Dienst zwang. Wir sehen dann den großen König im menschlichen Verhältnis zu seiner Familie, zu seinen Freunden; wir erleben an der Hand seiner Briefe mit ihm die furchtbaren seelischen Nöte nach den ersten Niederlagen im Siebenjährigen Kriege, seine Einsamkeit im nur noch der Arbeit gewidmeten Alter. Wir haben auch über König Friedrichs Tätigkeit und Persönlichkeit viel Neues gelernt, seit Gustav Freytag schrieb, wie jeden ein Blick in Reinhold Kosers großes Werk über ihn zeigen kann; aber dennoch ist auch hier das Gesamtbild, das seine Künstlerhand geschaffen hat, eigentlich nirgends erheblich verändert worden, und seine Schilderung gehört noch immer zu den besten und eindrucksvollsten, die wir haben.

Nachdem er so lange im politischen Mittelpunkt des damaligen Deutschland, dem Berliner Königshof, verweilt hat, drängt es unseren Führer, schnell wieder hinabzutauchen in die Masse des Volkes und uns ein heiteres und bewegtes Bild aus ihrem Leben zu zeigen: das Aufsteigen des ersten Luftballons auf deutschem Boden, im altherwürdigen Nürnberg, dessen Insasse allerdings kein Deutscher, sondern ein Franzose war. Er lehrt uns in der Begeisterung des Volkes ein Zeichen sehen, daß man eine neue Zeit, eine Befreiung von den alten Schranken des Erdendaseins, die Möglichkeit anderer großer Umwälzungen, ahnend spürte. Noch einmal läßt er uns dann hineinblicken in das Empfinden und die Lebensweise des deutschen Bürgertums, kurz bevor die französische Revolution neue Gedanken und Ziele über den Rhein warf.

Die unmittelbaren Wirkungen der Revolution werden nur kurz gestreift, die Verknöcherung des preussischen Beamtentums und Offizierkorps nach dem Tode des großen Königs ebenfalls kurz skizziert. Alles das bildet nur den Auftakt zur Darstellung des Zusammenbruches von 1806, den uns ein preussischer Rheinländer, der ihn in Münster miterlebte, in seinen Aufzeichnungen schildert.

Hätte man von den Leiden der Franzosenzeit gern etwas mehr gehört — denn es gibt hier sehr lebendige Schilderungen von Augenzeugen —, so wird man entschädigt durch die glänzende Darstellung der Erhebung von 1813. Man sieht das große Millionenheer Napoleons in trauriger Verfassung zurückfluten aus den endlosen Räumen Rußlands, man sieht die Kosaken kommen und mit den sie nun bewundernden Bürgern Freundschaft schließen, man fühlt die Begeisterung mit, die durch das ganze Volk geht, als der König endlich das Signal zur allgemeinen Erhebung gibt. Man erlebt die Spannung, mit der das ganze Volk den Verlauf des entscheidenden Kampfes verfolgt, und den Eifer, mit dem jeder an seiner Stelle mithelfen will an dem großen Werk der Befreiung, und man atmet auf, als es endlich gelungen ist und die Opfer nicht umsonst gewesen sind.

Ich gestehe, daß ich persönlich immer die Empfindung gehabt habe, Gustav Freytag hätte mit diesem schönen Kapitel sein Werk schließen sollen. Offenbar konnte



er die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts auf dem knappen Raum weniger Bogen, die ihm noch zur Verfügung standen, nicht mit ähnlicher Anschaulichkeit zur Geltung kommen lassen, wie die vorhergehenden Jahrzehnte; darum wäre es vielleicht besser gewesen, von dieser Zeit gar nichts mehr zu sagen. Aber dazu hat sich Freytag doch nicht entschließen können. Er wollte wenigstens noch ein Bild aus der Restaurationszeit geben und wählte dazu das Leben Karl Mathys in der Verbannung aus der badischen Heimat als Schulmeister in dem kleinen schweizerischen Orte Grenschen. Dessen Erzählung ist zwar an sich sehr hübsch und anschaulich, bietet aber eigentlich kein charakteristisches Beispiel für deutsches Leben und Denken oder deutsche Zustände in diesem stillen und dunklen Menschenalter, in dem doch die Keime zu der Entwicklung der folgenden Jahrzehnte schon vorhanden waren, wenn auch die Sonne fehlt, die ihnen zum Wachsen und Reifen nötig war.

Mit einem kurzen Ausblick in die Zeit nach 1848 und auf das Verhältnis Deutschlands zum Staate der Hohenzollern, der ihm eben Führer zur Einheit des Staatslebens werden sollte, entläßt Freytag den Leser. Freudiger Optimismus besetzt die letzten Zeilen, der Glaube an eine nahe bevorstehende große Zukunft, an der die damals lebende Generation kräftig mitzuschaffen zu können hoffte, strahlt daraus hervor. Fast mit Neid könnten wir heute auf diese Stimmung blicken, wenn wir uns nicht sagen dürften, daß auch wir wieder auf dem Wege nach oben sind, der uns aus dem Abgrund führen soll, in den Niederlage und Revolution uns gestürzt haben.

Es mag manchen Leser, wenn er diesen letzten Band aus der Hand legt, schmerzlich berühren, daß von dem Größten, was Deutschland im 18. Jahrhundert hervorgebracht hat, von seiner klassischen Literatur, und von den Kreisen, aus denen sie hervorwuchs, fast nichts darin steht. Wohl tauchen an der äußersten Peripherie der Darstellung als ferne Sterne gelegentlich die Namen Goethes und Kants auf; aber man hört nichts Genaueres von ihnen und ihrem Werk. Gewiß hätte mancher gern einen Blick in das Treiben am Weimarer Musenhof zur Zeit Anna Amaliens und Karl Augusts oder in den romantischen Kreis Karolinens oder später in den Salon der geistreichen Rahel Vernhagen getan. Und an Material, um solche Schilderungen zu beleben, hätte es gewiß nicht gefehlt. Aber ich habe schon bei früherer Gelegenheit darauf hingewiesen, daß Freytag absichtlich die Entwicklung der Kunst aus seiner Darstellung ausgeschlossen hat, sobald sie mehr als Betätigung einzelner und nicht als unmittelbares Erzeugnis des Volkslebens erscheint. So hat er auch hier einer solchen Versuchung, den einmal gezogenen Rahmen zu sprengen, widerstanden. Denn daß er sie nicht gefühlt haben sollte, kann ich mir nicht denken. In der Tat waren aber Philosophie und Literatur in jener Zeit nur die Sache enger Kreise; in die Massen des Volkes ist das, was die Großen dachten und schufen, erst im Laufe der nächsten Generation, im wesentlichen durch die Vermittlung der Schule gedrungen.

Wenden wir beim Abschied den Blick noch einmal zurück auf den ganzen Weg, den uns Freytag geführt hat, vom Urwald bis an die Schwelle des Maschinenzeitalters, lassen wir uns noch einmal die Seele bewegen von der Fülle der Lebensäußerungen, die wir gesehen und miterlebt haben, so können wir nur mit einem tiefen Gefühl des Dankes von diesem Werk scheiden, das, soviel ich weiß, in der Geschichtschreibung anderer Völker kein ebenbürtiges Gegenstück hat. Freilich er-



scheint es uns heute unvollständig. Wir möchten von ebenso sicherer Hand und mit ebenso lebenswürdiger Kunst auch durch das letzte Jahrhundert unseres Volkslebens geführt werden, wir möchten das Emporwachsen der Fabriken mit ihren Industriekapitänen und Arbeiterheeren, das Werden der modernen Großstädte und die Entfaltung ihres vielgestaltigen Lebens, die allmähliche Entstehung eines selbständigen politischen Denkens und Wollens in allen Volkskreisen und das langsame Reifen neuer Lebensstimmungen ebenso in den Zeugnissen der Mitlebenden verfolgen können, wie die großen Wandlungen der früheren Jahrhunderte in den „Bildern aus der deutschen Vergangenheit“. Wir möchten auch die Zeit des Weltkrieges, von der ersten flammenden Begeisterung an, die alle Volkskreise mitriß, bis zu den trüben Zeiten der Hungerblockade und Teuerung, die Zukunftsängste der Revolutionszeit und das allmähliche Wiedergesunden unseres Volkes in anschaulichen Bildern für die Zukunft festgehalten sehen. Aber wo ist der Mann, der, Forscher und Künstler zugleich, wie es Freytag war, ausgerüstet mit weitem Blick für die großen Zusammenhänge und mitfühlendem Verständnis auch für das scheinbar Kleine und Alltägliche, ein solches Werk zu schaffen unternehmen möchte? Solange wir es noch nicht haben, wollen wir uns um so mehr erfreuen an dem, was wir in diesem Buche besitzen.

Erich Brandenburg.